

**Kurt Lewin (1916)**

Rezension zu

**Michael Bauch (1914): Zur Gleichförmigkeit der Willenshandlung. Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen, 2 (6), 340-369.**

Die Untersuchung behandelt die Frage, ob die zuerst von *Thumb* und *Marbe* festgestellte Tatsache der „*Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens*“ auch von „menschlichen Willenshandlungen“ gilt und zwar speziell von „beabsichtigten Bewegungen“.

Auf einer quadratischen Metallplatte sind sechs kleine Kreise als regelmäßiges Sechseck um einen siebenten kleinen Kreis in der Mitte angeordnet; der Abstand je zweier Kreise beträgt 160 mm. Die Vp. hat mit dem Zeigefinger der rechten resp. linken Hand einen vom Versuchsleiter bezeichneten Kreis zu berühren und dann auf einen gegebenen Klopfreiz hin die Hand nach Belieben nach einem der sechs anderen Kreise möglichst rasch zu bewegen. Die Reaktions- sowie die Bewegungszeit wird mit Hilfe einer von *Marbe* ausgearbeiteten Anordnung gemessen, die eine Verbesserung des *Marbeschen* Rußverfahrens darstellt. Für die Hauptversuche standen 10 Vpn. mit insgesamt 840 Einzelversuchen zur Verfügung.

Es ergab sich, daß von jedem „Ausgangspunkt“ aus ein bestimmter „Treffpunkt“ der „bevorzugteste“ ist, deutlich unterschieden von dem „nächstbevorzugten“, „drittbevorzugten“ und den übrigen Treffpunkten. Das a. M. ergibt für die 10 Vpn. und 7 Ausgangspunkte als Häufigkeit für den bevorzugtesten Treffpunkt 40, für den zweitbevorzugtesten 15, den drittbevorzugten 4 und die übrigen Treffpunkte zusammen 2. Für die linke Hand ergeben sich ganz ähnliche Zahlen. Im Durchschnitt sind die bevorzugten Bewegungen zugleich die rascheren. Als a. M. ergaben sich für die vier entsprechenden Bewegungszeiten 160, 179, 189 und 207  $\sigma$ .

Was die Richtung der schnellsten Bewegungen betrifft, so stimmen die Ergebnisse im ganzen gut überein mit Versuchen von McAllister, der die Geschwindigkeit von Bewegungen der rechten Hand in 24 verschiedenen Richtungen untersucht hat.

Bei den „Assoziationsversuchen“ sind die bevorzugten Reaktionen im allgemeinen zugleich die schnellsten. Danach wäre zu erwarten, daß die bevorzugten Bewegungen abgesehen von ihrer Geschwindigkeit auch die kürzesten Reaktionszeiten aufweisen. Dies trifft aber nicht zu. B. führt diesen Mangel an Parallelität an den „Assoziationsversuchen“ darauf [431] zurück, daß die im Vergleich zu den „Assoziationsversuchen“ sehr geringe zeitliche *Variation* die wahrscheinlich bestehende Zuordnung lediglich nicht zutage treten lasse. Mir erscheint die Vermutung näherliegend, daß die Vp. sich in der Regel schon *vor* dem Signal zur Ausführung über die beabsichtigte Bewegung schlüssig wurde, so daß keine Veranlassung zu verschieden langen Reaktionszeiten vorlag, während bei den „Assoziationsversuchen“ die Bestimmung des Reaktionswortes erst *nach* dem Zeichen zur Reaktion erfolgt und dieser Prozeß des Findens sehr verschieden kompliziert sein kann. Durch die geringere Eindeutigkeit der Aufgabe beim Erscheinen der Reaktionszeichen wäre zugleich diese Tatsache der geringeren mittleren *Variation* der Reaktionszeiten erklärt, die B. als Ergebnis anführt.

Von den übrigen Ergebnissen der Arbeit sei noch erwähnt, daß die *bequemeren* Bewegungen vor den *unbequemeren* bevorzugt werden. Die bequemsten Bewegungen wurden durch eine besondere Versuchsreihe festgestellt – sie scheinen mir übrigens restlos aus dem Prinzip einer möglichst geringen aktiven Bewegung des Oberarms zu folgen.

Bei den weiteren Ergebnissen, sowie den oben erwähnten Fragen macht sich das Fehlen jeglicher Selbstbeobachtung recht bemerkbar, so daß ein genauerer Einblick in die psychologische Eigenart der Vorgänge unmöglich ist. Die Selbstbeobachtung erst würde auch zutage treten lassen, wie stark und in welcher Richtung sich nicht-motorische, z. B. visuelle Faktoren geltend machen.

Es findet sich in der Arbeit keine Tabelle, die über das *Maß* der Übereinstimmung der verschiedenen Vpn. untereinander Auskunft gibt.

**Quelle:** Lewin, K. (1916): [Rezension] M[ichael] Bauch: Zur Gleichförmigkeit der Willenshandlung. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 11, 430-431.

**Kurt Lewin (1917)**

Rezension zu

**Magnus Hirschfeld (1915): Warum hassen uns die Völker? Eine kriegspsychologische Betrachtung. Bonn: Marcus & Weber. 43 Seiten.**

Wenn Deutschland heute das bestgehasste Volk der Erde ist trotz der weitgehenden allgemeinen Völkervermischung, so liegt dem nach H. „kein natürliches Volksempfinden, sondern ein *künstlich angefachter und genährter Haß*“ zugrunde. Er beruht auf *Suggestion*. Diese Suggestion geht aus von ganz wenigen Personen. H. denkt vor allem an England. Als technisches Mittel steht ihnen das Nachrichtenmonopol Englands zur Verfügung und schon vor dem Kriege die Unterstützung durch die gelesensten Zeitungen der Welt. So sind Mißtrauen, Mißgunst und Mißverstand verbreitet worden. Gerade weil es sich um „induzierte Affekte“ handelt, konnten sie im Gegensatz zu den auf eigener Anschauung beruhenden Affekten so relativ leicht unberechenbare Ausdehnung gewinnen. Je unglaublicher eine Behauptung klingt, um so eher wird sie in erregten Zeiten geglaubt. H. weist auf verschiedene Sinnestäuschungen hin, die z. B. durch die Angst vor Zeppelin hervorgerufen wurden. Der nötige Nährboden für diese induzierten Affekte ist die weitverbreitete Unkenntnis über Deutschland. „Mißgunst, nichts sonst, ist dieses Krieges Wurzel“; und zwar wird Deutschland nicht seiner Schwächen, sondern seiner Stärke wegen gehaßt. Diese Stärke liegt zum guten Teil in dem Sinn des Deutschen für *Ordnung*, der sich ebenso in der guten Ein- und Unterordnung beim Heere zeigt, wie in der deutschen Wissenschaft. Hierin vermögen es die anderen Völker nicht uns gleichzutun.

Zweifellos ist der Krieg reich an massenpsychologisch interessanten Erscheinungen; auch der starke Einfluß der Suggestion gerade gegenüber einer Masse, scheint in ihrer leichten Lenkbarkeit, in der relativ leichten Erzeugung starker Affekte besonders deutlich zutage zu treten. Aber zugleich ist es auch deutlich geworden, wenn auch noch nicht genügend bekannt, wie geringe Affekthöhen als Veranlassung für anscheinend so affektbedürftige Taten, wie „ins Feld ziehen“ und „im Kampfe stehen“ genügen [155] können, resp. wie wenig die individuellen Affekte, soweit sie überhaupt für die Kampfleistungen des einzelnen nötig sind, auf der Beziehung zum Gegner oder zum „Kampfziel“ beruhen. Die in Betracht kommenden massenpsychologischen Erscheinungen sind aber schwer mit genügender Sicherheit wissenschaftlich festzustellen, und noch schwieriger gestaltet sich hier der Beweis, daß eine bestimmte Erklärung mehr ist als eine willkürliche Hypothese. Auch in H.s Ausführungen scheinen mir schon die zugrunde gelegten psychischen Tatsachen für weitergehende Folgerungen kaum genügend sicher gestellt.

**Quelle:** Lewin, K. (1917): [Rezension] Magnus Hirschfeld: Warum hassen uns die Völker? [Eine kriegspsychologische Betrachtung.] *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12, 154-155.

**Kurt Lewin (1917)**

Rezension zu

**Max Dessoir (1916): Kriegpsychologische Betrachtungen. (Zwischen Krieg und Frieden Nr. 37). Leipzig: Hirzel. 46 Seiten.**

Es handelt sich um eine kurzgefaßte Veröffentlichung der Ergebnisse von Beobachtungen, die D. bei einem 3 monatlichen Aufenthalt an der Ostfront als Gast der obersten Heeresleitung gesammelt hat. (Die genauere Darstellung des fachwissenschaftlich Interessanten soll in einer Zeitschrift folgen.) Allgemeingültigkeit wird nicht in Anspruch genommen, wohl aber Gültigkeit für einen größeren Kreis. Experimente sind nicht angestellt worden.

Die *Einheitlichkeit* des Heeres leitet sich aus seiner Zweckbestimmung, der Vernichtung des Gegners, her. Sie wird erschwert durch die Verschiedenheiten aller Art zwischen den Individuen, erleichtert durch das Herausnehmen des Einzelnen aus Familie und Beruf, das allerdings nicht restlos durchgeführt werden kann. Allgemein aufgefallen ist es, wie geringe Schäden bei der Anpassung an die für viele völlig andersartigen körperlichen und geistigen Umstände aufgetreten sind und welches Maß physischer und psychischer Arbeitsleistung ohne Zusammenbrechen möglich ist. Auch die große Rolle, die der Wille hierbei spielt, ist bekannt. D. will sogar daraus die *philosophische* Folgerung des Primats des Willens im Wesen der Menschen gezogen wissen. [158]

Bei der geforderten *primitiven Lebensführung*, die von allen alles verlangt, scheine die Landbevölkerung in den Instinkten sicherer, die Stadtbevölkerung gewandter in der Ausführung. Rechnet man mit D. die Gebildeten als besondere Gruppe, so wüßte ich jedoch aus meiner Erfahrung keinen Beleg für die geringere Instinktsicherheit der Stadtbevölkerung.

Von dem allgemein *tiefen Stand der geistigen Ansprüche* hebt sich nur die Steigerung der „Frömmigkeit“ im allgemeinsten Sinne des Wortes ab: die Menschen werden besinnlicher. Diese Rückkehr zu sich und ihrem Gott vollzieht sich beim Kämpfer stets von neuem, während die Daheimgebliebenen den Glauben allmählich wieder vergessen. D. erklärt das durch das Leben des Kämpfers in und für die augenblickliche Gegenwart, ohne dauernde Ziele.

Diese Darstellung ist meiner Erfahrung nach nur bedingt richtig. Denn einmal bringt die Hoffnung auf Beförderung, auf einen bestimmten militärischen Posten oder ähnliches bei einem nicht unbeträchtlichen Teil der Leute auch in das Soldatenleben individuelle Zweckmomente, die sich über größere Zeitstrecken spannen und dem Leben eine gewisse Struktur verleihen. Und dann kann, besonders beim Fehlen einer derartigen Struktur, statt einer „Erhebung ins Wesentliche“ eben auch einfach das Gefühl einer

positiven Sinnlosigkeit der Lebensführung eintreten. Das Empfinden, etwas schicksalsmäßig Gegebenem gegenüberzustehen, bleibt beim Feldsoldaten dauernd stärker als in der Heimat – dazu trägt übrigens auch abgesehen vom *Kriege* das Wesen des *Soldatentums* sehr wesentlich bei –; aber das eigentlich Religiöse, die Erschütterung als sinnvolles Erlebnis scheint mir bei der überwiegenden Mehrzahl auch draußen relativ einmalig zu bleiben und ebenso über dem Kriegsalltag vergessen zu werden wie in der Heimat.

D. streift die Bildung enger und engster Interessengruppen, die große Macht der *Gruppe* gegenüber dem einzelnen, sowie das Kennenlernen der Gleichheit der allgemeinsten menschlichen Bedürfnisse und Verhaltensweisen durch das Herumgeworfenwerden auf verschiedenen Kriegsschauplätzen. Das Problem der Verbindung von Gehorsam und selbständigem Willen zu *einem* Ganzen wird behandelt und Bedingungen ihres möglichst reibungslosen Zusammenarbeitens werden genannt.

Recht betonenswert sind D.'s Gedanken über den *psychologischen Abbau des Krieges*. An Stelle des nur groben Filters, das der Krieg unter die menschlichen Instinkte hält, müssen wieder Friedenswertungen die Oberhand bekommen. Von der Rangordnung des Ausnahmesystems muß wieder zur Dauer zurückgekehrt werden. Dabei scheint mir wesentlicher als die Furcht vor dauernder Verrohung durch das eigentliche Gefechtsleben die Möglichkeit, daß das sonstige Soldatentum, zumal in seiner zivilisierteren und daher weniger durchsichtigen Ausgestaltung, sich allzu beharrlich zeigen wird: es ist nicht unwahrscheinlich, daß der „Materialismus“ des Soldaten, die überwiegende Rolle, die neben Essen, Trinken und Geschlechtsleben die *Macht* und Machtmittel in jeder Form spielen, nach dem *Kriege* nicht so bald auf das gehörige Maß zurückgehen wird. Es ist weniger die von D. erwähnte allzufrühe Selbständigkeit der Jugend, wie die *Art* der Rangstellung, die gerade bei der gebildeten Jugend eine dauernde unkulturelle Einstellung hervorrufen könnte. D. meint mit [160] Recht, daß der erhöhte Freiheitsdrang und stärkere Genußwille falsche Bahnen einschlagen könnte. Und diese Schwierigkeiten des Kriegsendes werden nicht so instinktiv überwunden werden, wie die des Anfangs.

Der Krieg ist eine Leistung des Volksganzen. Jeder wird sich daher auch nach dem *Kriege* vor eine Arbeit gestellt sehen wollen. Dazu wird mehr von der „sittlichen Genialität des Vertrauens“ dasein müssen, als wir vor dem *Kriege* hatten.

Die Arbeit enthält einen längeren Feldpostbrief: Eine Schilderung von Gefecht und Verwundung.

**Quelle:** Lewin, K. (1917): [Rezension] Max Dessoir: Kriegspsychologische Betrachtungen. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12, 158-160.

**Kurt Lewin (1917)**

Rezension zu

**Magnus Hirschfeld (1916): Kriegspsychologisches. Deutsche Kriegsschriften, 20. Heft. Bonn: Marcus & Weber. 32 Seiten.**

M.'s Schrift enthält Gedanken über psychologische und allgemeine Ursachen und Wirkungen des Krieges, ohne allerdings auf eine genauere Beweisführung einzugehen. Der Krieg ist ein Schicksal, keine Schuld einzelner Menschen oder Völker. Wie bei Einzelmenschen ist auch bei Volksorganismen die Anwendung von Gewalt im Grunde immer ein Zeichen von Unzulänglichkeit ihrer geistigen Mittel. Diese Flucht in den Krieg wird gefördert durch das dämonisch Lockende am Kriege: wie die Abenteuerlust, den Wander- und Freiheitsrausch, kurz den Tatendrang.

**Quelle:** Lewin, K. (1917): [Rezension] Magnus Hirschfeld: Kriegspsychologisches. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12, 160.

**Kurt Lewin (1917)**

Rezension zu

**Erich Everth (1915): Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers. Tat-Flugschriften 10. Jena: Eugen Diederichs. 48 Seiten.**

E. berichtet nicht von der psychologischen Wirkung einzelner Kriegsereignisse, sondern über die seelische Allgemeinverfassung des Soldaten im Felde. Die Bearbeitung dieses Stoffes durch einen Kriegsteilnehmer noch jetzt während des Krieges ist wissenschaftlich doppelt erwünscht. Denn einmal ist eine Kenntnis der allgemeinen seelischen Grundlagen eine notwendige Voraussetzung auch für ein Verständnis der einzelnen besonders hervorstechenden Kriegerlebnisse – während umgekehrt das Bild der seelischen Gesamtverfassung durch die gewöhnlichen Berichte über ungewöhnliche Kriegerlebnisse eher verwirrt als geklärt wird –; und dann hat die Behandlung dieses Stoffes durch einen Kriegsteilnehmer noch jetzt während des Krieges zweifellos die günstigsten wissenschaftlichen Bedingungen für sich. Denn die Kriegsberichterstatter liefern wohl [162] bisweilen ausgezeichnete Darstellungen von äußeren Vorgängen wie z. B. Artillerieduellen. Aber der wissenschaftliche Wert ihrer Beschreibung seelischer Vorgänge leidet, wie E. mit Recht betont, darunter, daß sie „Zuschauer“ sind, denen sich der Soldat nie ganz natürlich gibt. Zudem pflegen Kriegsberichterstatter, auch wenn sie längere Zeit im Felde waren, die Dinge doch mehr oder weniger ausgesprochen mit den Augen der Heimat zu sehen, schon weil sie einen Überblick über das Ganze haben, der Feldsoldat dagegen nicht. „Heimatsbegriffe“ aber passen für diese Dinge im allgemeinen ganz und gar nicht, weil in ihnen stillschweigend etwas ganz anderes als wesentlich

vorausgesetzt wird, als in Wirklichkeit wesentlich ist. So wäre die Wissenschaft zur Erforschung des Seelenzustandes, den das Leben im Felde hervorruft, auf Verwertung von Feldpostbriefen oder ähnliches angewiesen. Aber abgesehen von recht bedeutenden Fehlerquellen, auf die E. aufmerksam macht, ermöglichen Feldpostbriefe, soweit sie nicht etwa selbst wissenschaftliche Berichte über Seelisches sein wollen, nur ein indirektes Schließen auf einen Gegenstand, der an und für sich direkt der Beobachtung zugänglich ist. E. erwartet viel von den Berichten psychologisch geschulter Kriegsteilnehmer nach dem Krieg. Doch wird man solche Berichte, soweit sie auf Erinnerung und nicht auf Aufzeichnungen aus der Kriegszeit beruhen, meiner Ansicht nach nur mit Vorsicht aufnehmen dürfen. Denn abgesehen von den sehr stark auf eine Fälschung hinarbeitenden Einflüssen, denen Erzählungen über Kriegserlebnisse ausgesetzt sind, ist eine für wissenschaftliche Zwecke genügend sichere und vollständige Erinnerung gerade an seelische *Allgemeinzustände* recht schwierig; zumal wenn diese, sich durch geringe Bewußtseinshöhe auszeichnenden Seelenzustände von der augenblicklichen Verfassung sehr stark abweichen. Und das Seelenleben im Felde ist von dem in der Heimat grundverschieden, ja so ohne jede gangbare innere Verbindung, daß man sich schon nach ein paar Wochen Heimaturlaub seinen und seiner Kameraden Seelenzustand nicht mehr völlig anschaulich zu machen vermag.

E.s Arbeit kommt es zugute, daß er als Infanterist manches vom Kriege kennen lernt, was z. B. ein Artillerist in der Regel nicht selbst erlebt.

Die Arbeit beschränkt sich auf den Soldaten in der *Gefechtsfront*. Der seelische Allgemeinzustand des Soldaten in der Etappe, ja selbst während einer auch nur vorübergehenden Ruhe hinter der Front zeigt bekanntlich schon ganz wesentliche Veränderungen. Es ist schon an und für sich recht bemerkenswert, daß sich noch so viel wesentliche Gemeinsamkeiten in der Grundstimmung von Menschen ergeben, die unter so verschiedenen Verhältnissen leben, wie z. B. die Soldaten im russischen Bewegungskrieg und im Stellungskrieg in Frankreich.

Gegenüber den Anschauungen der Daheimgebliebenen betont E. vor allem die geringe Höhe der *Gefühlslage* und die geringe Breite ihrer Schwankungen, entsprechend dem stark handelnden Charakter alles Militärischen. Es herrscht keine „Begeisterung“ im Heere – solche Gefühle sind seltene Ausnahmen –, sondern gerade die ruhig gleichmäßige Gefühlslage auch unter den ungewöhnlichsten Umständen macht einen [163] guten Teil des „guten Geistes“ im Heere aus. Dem entsprechend spielen auch alle jene „hohen Dinge, für die der Soldat ins Feld zog“, eine sehr geringe Rolle im Seelenleben des Soldaten. Allenfalls der Schutz für die Angehörigen wird ihm als Kampfziel öfters konkret bewußt aber auch dies in der Regel nur, wenn er durch zerstörte Dörfer marschiert oder das Flüchtlingselend sieht, also bei Gelegenheiten, die zum Denken anregen und auch genügend Muße dafür gewähren. Ohne einen besonderen Anreiz

beschäftigt sich nämlich der Soldat selten mit anderen Dingen als den naheliegenden praktischen Angelegenheiten, die ihn selbst unmittelbar betreffen. Im Gefecht wären solche Gedanken ganz unangebracht und aus Zeitmangel kaum möglich.

Dafür ist das *Wollen* um so ausgeprägter. E. spricht von einem neuen Lebensstil. Er betont die innere Freiheit des Soldaten, der sich ungebunden von allen Berufssorgen fühlt. Der Gehorsam beengt ihn nicht etwa, sondern trägt im Gegenteil wesentlich zu seiner Freiheit bei. Denn der Befehl befreit von der Verantwortung auch für die eigene Person. Verstärkt wird dieses kräftige Freiheitsgefühl durch den guten *Gesundheitszustand*. Auch E. hebt hervor, wie gut im allgemeinen gerade die Gebildeten die Strapazen aushalten, und welchen Einfluß der Wille und die seelische Anpassung auf die körperliche Gesundheit haben. Durch das körperliche Wohlfühl mitbedingt ist auch das starke Lebensgefühl. Der *Wert des Lebens* steigt mit der Todesnähe. Treffend dargestellt werden die religiösen Vorgänge und das Sich-Bewähren des außerreligiösen geistigen Lebens.

E.s Ausführungen betreffen durchweg wirkliche Hauptfaktoren des seelischen Allgemeinzustandes und geben diese nach meiner Erfahrung und dem Urteil der Kameraden im Felde, die die Arbeit kennen – der beste Maßstab auch für den wissenschaftlichen Wert einer solchen reinen Beschreibung ist ja der Augenschein –, im wesentlichen durchaus zutreffend wieder.

Und doch ergibt die Darstellung als Ganzes ein einseitiges Bild, weil die Auswahl m. E. einseitig ist. Der Krieg kommt in Wirklichkeit im Bewußtsein der Soldaten sehr viel weniger gut weg, als es nach dieser Darstellung erscheinen muß. Ganz abgesehen von allen unangenehmen oder gräßlichen Einzelerlebnissen wird nämlich auch vieles an dem Zustande, in dem sich der Soldat wohl und frei fühlt, von ihm doch zugleich innerlich abgelehnt. Es besteht nämlich ein tieferer seelischer Untergrund, auf dem die Kriegserlebnisse ruhen, und der bei allen Wertungen und Stimmungen mitspricht. Was E. von der Arbeit des Soldaten im Felde im Vergleich zum Kasernenleben ausführt, gilt in gewissem Sinne auch für das Verhältnis von Kriegs- und Friedensarbeit. Wenn der Krieg auch manchmal lebendiger ist, so ist für die Soldaten in der Regel doch die Friedensarbeit die ernstere, „unspielerische“. Denn der Krieg bleibt für das Empfinden der meisten eine „Episode“, in der er aus seinem Werkleben herausgerissen ist. Und, schon weil dieses Werkleben viel umfassendere Zusammenhänge setzt, bleibt es die „wirklichere Wirklichkeit“.

Schon jetzt im Felde wird subjektiv sehr wohl unterschieden, was man sich auch für den zukünftigen Frieden neu erworben, in welchen Dingen man [164]

dauernd um- oder zugelernt zu haben hofft, von *den* Dingen und Wertungen, denen man mir eine auf den Krieg beschränkte Bedeutung zuzugestehen beabsichtigt. Und der Mehrzahl der Veränderungen im Wert- und Wirklichkeitsbewußtsein, so ernst und tiefgehend sie sind, haftet doch das Zeichen des Veränderlichen an. Auf diese stillschweigende Voraussetzung einer beschränkten Dauer ist zum Teil die relative Leichtigkeit des „*Sich-Abfindens mit dem Gegebenen*“ zurückzuführen auf dessen Bedeutung E. öfters hinweist. Auch für ein richtiges Verständnis des soldatischen Gehorsams ist sie in Betracht zu ziehen. Es ist nicht zu vergessen, daß der Feldsoldat neben der Freiheit und Sorglosigkeit die ihm Gehorsam und Heeresordnung gewähren, je länger der Krieg dauert, um so mehr das Bedürfnis fühlt, nicht nur ausführendes Organ zu sein, sondern eigenen selbstgesetzten Zielen nachstreben zu dürfen. Dieses Bedürfnis nach Selbstbestimmung ist um so stärker, je geringer die Möglichkeit einer Wahl ist, je mehr die Aufgabe des betreffenden Soldaten in „reiner Ausführung“, also in körperlicher, nicht geistiger Arbeit besteht, z. B. bei sehr ausgedehnten Märschen. Die Erholung, die dann ein Biwak oder die Feuerstellung gewährt, beruht in sehr hohem Maße auf der größeren Selbständigkeit, die damit wieder dem einzelnen zugebilligt wird; darum mit ist die Feuerstellung bei der Artillerie meist beliebter als das Biwak.

Daß E. diese Dinge nahezu übergeht, hängt vielleicht damit zusammen, daß der Verf. im Felde anscheinend überhaupt nicht als gemeiner Mann gedient hat. Sonst wäre wohl auch z. B. ein anderer Hauptfaktor der seelischen Allgemeinverfassung nicht in solchem Grade unerwähnt geblieben: ich meine die ganz eigentümliche Art der militärischen „Kameradschaft“, von der man sich zu Hause kaum ein richtiges Bild zu machen vermag; überhaupt die „Selbstbehauptung“ des einzelnen gegenüber dem Kameraden und was daraus für seine Stellung zur Arbeit und zum Kampf folgt.

Diese Bemerkungen wollen jedoch, wie gesagt, nicht den wissenschaftlichen Wert der einzelnen Ausführungen E.s als solchen irgendwie herabsetzen.

**Quelle:** Lewin, K. (1917): [Rezension] Erich Everth: Von der Seele des Soldaten im Felde. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12, 161-164.

**Kurt Lewin (1917)**

Rezension zu

**Dr. Stefan von Máday (1915): Lustsoldat und Pflichtsoldat. Die Umschau, 19 (37). 4 Seiten.**

M. unterscheidet zwei psychologische Haupttypen nach Art ihres Wirkens in der Kulturgemeinschaft: den *Arbeiter* und den *Kämpfer*. „Zum *Kämpfer* wird vor allem der, dessen Zerstörungstrieb stark ist, der die Fähigkeit besitzt, seine während einer längeren Ruhepause aufgespeicherten Kräfte in kurzer Zeit, fast im Augenblick zu entladen. Im Kampfe kennt er keine Schonung seiner Kräfte; während der Ruhe faulenzte er und genießt das Leben. - Beim *Arbeiter* hingegen ist der Schaffenstrieb der stärkere; seine Arbeitszeit ist lang, seine Ruhe kurz; bei der Arbeit hält er ein Tempo ein, das er dauernd aushalten kann, er spart mit der Kraft, um möglichst viel zu leisten.“ Diese Unterscheidung nun wendet M. auf den Soldaten an.

Der Beruf des Soldaten ist von der allgemeinen kulturgeschichtlichen Entwicklung, die dem Arbeitertypus gegenüber dem Kämpfertypus immer stärkere Verbreitung verschafft hat, nicht unberührt geblieben. Erst in [165] jüngster Zeit hat sich diese Wandlung im Offizierskorps bemerkbar gemacht. „Man brauchte nicht Leute, die hier und da einmal mit Kraft und Kühnheit etwas besonderes leisteten, dann wieder wochen- und monatelang faulenzten und dem Genusse lebten“; man brauchte „Beamte“, die möglichst viel Dienst taten. Vor 30 Jahren noch waren die allzu friedfertigen Offiziere „unmöglich“, jetzt sind es die allzu kriegerischen, die Krakehler. Bei den Unteroffizieren ist der Kämpfertypus weniger zurückgegangen. M. schätzt das Verhältnis der Kämpfer zu den Arbeitern im Heere zu Anfang dieses Krieges auf 1:3.

Der „*echte Kämpfer*“ ist schlau, mutig und leichtsinnig. Er bemerkt alles und ändert leicht seine Entschlüsse, bei denen er auf seinen Instinkt und nicht auf lange Überlegungen sich zu verlassen gewohnt ist. Die Überlegenheit über den Gegner ist das treibende Motiv dieses Lustsoldaten. Der Angriff ist sein Element, die Verteidigung ganz gegen seine Natur. Am liebsten kämpft er allein und er nimmt gern die größere Gefahr von Patrouillengängen u. ä. in Kauf.

Der „*echte Arbeiter*“ demgegenüber sucht vor jedem Entschluß zu einer objektiven Würdigung der Sachlage zu kommen, hält den einmal gefaßten Entschluß dann aber auch länger fest. Er hegt keinen persönlichen Haß gegen den Feind. Sein Mut ist „Ausharren bis zum Tode“, während der Mut des Lustsoldaten Kühnheit, d. h. leichtfertige Gefährdung des Lebens ist. Daher ist der Pflichtsoldat überlegen in der Verteidigung, er braucht dann nicht das anfeuernde Beispiel des Führers wie der echte Kämpfer, der auf die Dauer nichts aushält.

Die Frage, welcher Typus der brauchbarere für den Krieg ist, beantwortet M. vorläufig – denn es fehlen alle statistischen Anhaltspunkte oder Experimente

– aus seiner pädagogischen und militärischen Erfahrung heraus dahin, daß der Pflichtsoldat unbedingt den Vorzug verdient. Denn die modernen Schlachten und Kriege werden durch Standhaftigkeit und Ausdauer entschieden, und was dem Arbeiter an aktivem Mute zunächst fehlt, kann durch Erziehung und Selbsterziehung zum guten Teil ausgeglichen werden. Dagegen „lernt“ der Kämpfer nur sehr selten Fleiß und Ausdauer. Vom guten Soldaten sind aber passiver Mut ebenso sehr zu fordern wie aktiver.

Die kurze, gedrängt geschriebene Abhandlung gibt zweifellos eine wichtige Einteilung für eine Beschreibung des Feldsoldaten. Soweit meine Erfahrung reicht, wird man auch der Überlegenheit des Arbeitertypus über den Kämpfer für den Krieg beistimmen können, trotzdem die in der Garnison wegen ihres allzu ausgesprochenen Kämpfertypus schlecht angeschriebenen Soldaten im Felde Vorzügliches zu leisten pflegen. Der „echte Kämpfer“ und „echte Arbeiter“ werden von M. ja wohl nur als Grenzbegriffe gedacht, die nicht rein in Erscheinung zu treten pflegen. In Wirklichkeit findet man wohl kaum einen Arbeiter, der nichts mehr vom Kämpfertypus besäße, was umgekehrt nicht in solchem Maße der Fall zu sein scheint. Das höhere geschichtliche Alter des Kämpfertypus würde diese Tatsache ja unschwer erklären. So kommt es, daß man beim Feldsoldaten trotz der ziffermäßigen Überlegenheit des Arbeitertypus eher einen „echten Kämpfer“ als einen „echten Arbeiter“ findet. Allerdings ist [166] es sehr häufig schwierig, den Typus des einzelnen zu bestimmen und zwar nicht wegen der Seltenheit „reiner Typen“, sondern weil man häufig nicht leicht sagen kann, ob der Typus durch eine Eigenschaft des anderen Typus verunreinigt wird, oder ob es sich etwa um einen schlechten Arbeiter resp. Kämpfer handelt. In diesem Punkte ließe sich die Theorie jedoch zweifellos vervollständigen.

Die Einteilung scheint mir im übrigen keine psychologische, sondern eine soziologische zu sein, was ihrer Wichtigkeit für die „angewandte Psychologie“ jedoch keinen Abbruch tut.

**Quelle:** Lewin, K. (1917): [Rezension] Dr. Stefan v. Maday: Lustsoldat und Pflichtsoldat. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12, 164-166.

**Kurt Lewin (1917)**

Rezension zu

**Theodor Kehr (1916): Das Bewußtseinsproblem. Kritik und Lösungsversuch des Problems des Gewährwerdens mit einem geschichtlichen Überblick. Tübingen: J. C. B. Mohr. 144 Seiten.**

K. bezeichnet als Thema seiner Abhandlung das Problem: Was ist das Bewußtsein, wie ist es und mit welchem sachlichen Recht spricht man [624] überhaupt von einem Bewußtsein? Auf diesem Wege soll ein Zugang zur Beantwortung der Frage gefunden werden: in welchem Sinne ist eigentlich das Bewußtsein die Voraussetzung alles Erkennens und welche Rolle spielt das Bewußtsein bei dem Erkennen selbst? - K. führt die Notwendigkeit der Trennung dieser Frage von der Frage nach der Entstehung der Farben, Töne, Gefühle oder sonstiger Bewußtseinsgegenstände aus. Es ist die Verquickung des Bewußtseinsbegriffes mit dem Begriff der Seele als eines erzeugenden Prinzips, die die Vermengung der beiden Fragen begünstigt hat. Das seelische Geschehen, das seelische Hervorbringen wird zugleich als Erklärungsgrund für das Wahrnehmen angesetzt. Das Problem des Bewußtseins als das des Gewährwerdens bliebe jedoch auch dann noch zu lösen, wenn das seelische Erzeugen begrifflich gemacht wäre.

K. geht dann die verschiedenen Bewußtseinsbegriffe und Auffassungen vom Wesen des Bewußtseins durch, um zu zeigen, wie in ihnen, z. B. wenn das Denken als wesentliches Moment am Bewußtsein angesetzt wird, oder wenn Bewußtsein und Sein gleichgesetzt wird, der entscheidende Unterschied unbegriffen bliebe: Der Gegensatz nämlich von mir bewußt, mir nicht bewußt; mir anschaulich gegeben, mir nicht anschaulich gegeben; von mir erblickt, von mir nicht erblickt. K.s Behauptung geht nun dahin, daß unter Bewußtsein ein spezifisches „Gewährwerden“ zu verstehen ist; ein Sachverhalt, der auch durch den Begriff des „offen Daliegens“ der Gegenstände, die man gewahr wird, charakterisiert werden kann. K. unterscheidet beim Gewährwerden ein Erblicken und ein Überblicken. Das Erblicken bezieht sich auf ein „absolut So-Seiendes“, worunter dasjenige zu verstehen ist, was innerhalb einer gewissen Ausdehnungsmanigfaltigkeit vorkommt. Das Überblicken geht auf das „relativ So-Seiende“, das nicht überall innerhalb einer Mannigfaltigkeit vorkommt. Von Überblicken redet K. also im wesentlichen dann, wenn es sich um ein Gewährwerden eines aus verschiedenartigen Teilen bestehenden, aber trotzdem als Einheit sich darbietenden Ganzen handelt. K. gibt nun eine Theorie, die das Erblicken „erklären“ soll. Ihr Grundgedanke ist, „daß das Erblicken oder das Offendarliegen allein durch die räumliche Berührung von Wahrnehmungsseite und Wahrgenommenem gegeben ist, ohne daß auf der Seite des einen oder des anderen eine besondere Fähigkeit oder Leistung des Wahrnehmens oder des Erblickens notwendig ist“. Unter „Wahrnehmungsseite“ ist dabei dasjenige zu

verstehen, worauf ein individueller Bewußtseinsinhalt zum Zwecke der Erklärung seines Gewährwerdens bezogen wird. Zur Begründung dieser Theorie weist er kurz darauf hin, daß man etwas verdecken kann, daß immer nur die zugewandte Oberfläche eines Gegenstandes erblickt wird, daß der Tastsinn als Ursinn gilt und einiges ähnliche. Er geht ausführlicher darauf ein, wie nach dieser Theorie des Erblickens das Überblicken möglich ist. Dafür benutzt er die Begriffe „Einheitlichkeit der Motivation“ und Bewegungssystem und verwendet eine Reihe räumlicher Bilder.

K.s. Abhandlung schließt mit einem ausführlichen Abschnitt über die Geschichte des Bewußtseinsbegriffes.

**Quelle:** Lewin, K. (1917): [Rezension] Theodor Kehr: Das Bewußtseinsproblem. Kritik und Lösungsversuch des Problems des Gewährwerdens mit einem geschichtlichen Überblick. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12, 523-524.

### **Kurt Lewin (1917)**

Rezension zu

**Henri J. F. W. Brugmans und Gerard Heymans (1916): Versuche über Benennungs- und Lesezeiten. *Zeitschrift für Psychologie* 77 (1/2), 92-110.**

Die Arbeit ist eine Fortführung der Untersuchung von W. Brown [PsR 22, 45-55, 77-80. 1915] über die Frage, weshalb das Benennen von Gegenständen (Farben, Punktgruppen) merklich mehr Zeit in Anspruch nimmt als das Lesen der diese Gegenstände bezeichnenden Schriftzeichen (Wörter, Ziffern). B. war zu dem Resultat gekommen, daß verschiedene Assoziationsstärken dabei nicht eine entscheidende Rolle spielen könnten, weil nach einer 12-tägigen Übung beider Tätigkeiten das Verhältnis der Reaktionszeiten sich nicht wesentlich änderte.

Die auf 18 Versuchstage ausgedehnte Wiederholung dieser Versuche durch B. und H. lieferte eine Bestätigung der Ergebnisse Browns. Da es jedoch fraglich blieb, ob die 12- resp. 18-tägige Übung nicht zu kurz war, wurden ferner an Stelle der gewöhnlichen Buchstaben zur Bezeichnung der Farben neue Schriftzeichen dargeboten und zwar hebräische, der Vp. bis dahin unbekannte Buchstaben. Nach kurzer Übung blieben die Lesezeiten der neuen Buchstaben dauernd kürzer als die Benennungszeiten der dargebotenen Farben. Dieser Zeitunterschied kann aber nicht auf einer verschiedenen Stärke der *Assoziation* zwischen Reiz und Reaktion beruhen.

B. und H. erklären die Zeitdifferenz dadurch, daß die Lesezeichen eine *Einstellung* auf das Vorlesen mit sich bringen, die bei der Darbietung der entsprechenden Gegenstände nicht eintritt, und daß diese Einstellung die Wirkung etwaiger

entgegenstehender Assoziationen überwiegen kann. Zum Beweis dieser Theorie dient die Tatsache, daß die Lesezeit für neu eingeführte Zeichen, die *nicht* Schriftzeichen sind (Tierbilder, Farben als Zeichen für Anzahlen), dauernd länger war, als die Benennungszeit der zugehörigen Gegenstände. Ferner wird die Differenz der Reaktionszeiten relativ geringer, wenn statt der sprachlichen Reaktion auf die Zeichen und die Gegenstände hin bestimmte Handbewegungen ausgeführt wurden. Auch die Tatsache, daß die Zeitunterschiede schon dann kleiner werden, wenn nicht mehr die Gegenstände und die Zeichen in gesonderten Reihen, sondern gemischt dargeboten werden, sehen die Verf. als Bestätigung ihrer Theorie an.

Daß die Stärke der Assoziation zwischen Reiz und Sprachbewegung die in Betracht kommenden Zeitdifferenzen nicht erklären kann, scheint durch die Arbeit sichergestellt. Dagegen bleibt die Berechtigung der positiven Erklärung zweifelhaft. So kann man die zuletzt aufgeführte Tatsache auch im entgegengesetzten Sinne deuten. Denn da die Schriftzeichen die Einstellung zum Lesen schon vom täglichen Leben mitbringen, die Gegenstände dagegen nicht, müßte die durch die ungemischte Darbietung hervorgerufene Begünstigung der instruktionsgemäßen Einstellung sich bei den Gegenständen relativ stärker bemerkbar machen, als bei den Zeichen. Dem-[533]gemäß wäre bei der abwechselnden Darbietung eine Vergrößerung der Zeitunterschiede zu erwarten, wenn die Einstellung das entscheidende Moment wäre. Überhaupt bleibt es verwunderlich, daß durch die Instruktion in Verbindung mit der gleichmäßigen Darbietung nicht auch bei den Gegenständen eine völlig eindeutige und bestimmte Einstellung auf das Benennen hervorgerufen wird; resp. es bleibt fraglich, ob die Tatsache, daß diese Einstellung bei den Schriftzeichen auch sonst geläufig ist, die Güte der Einstellung als solcher gegenüber der durch die Instruktion und die fortlaufende Darbietung hervorgerufene Einstellung in dem angegebenen Grade verbessern kann.

Aus welchem Grunde die Selbstbeobachtung bei der Erklärung der Erscheinung nicht herangezogen wurde, wird nicht erwähnt.

**Quelle:** Lewin, K. (1917): [Rezension] H[enri] J.F.W. Brugmans und G[erard] Heymans: Versuche über Benennungs- und Lesezeiten. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12, 532-533.

**Kurt Lewin (1924)**

Rezension zu

**Ernst Lau (1924): Beiträge zur Psychologie der Jugend in der Pubertätszeit.**

**I. Die Berliner Jugend und die Entwicklung ihres sittlichen Empfindens.**

**II. Die Berliner Jugend und ihr Beruf. Langensalza: Beltz. 80 Seiten.**

*Lau's* Analyse der seelischen *Stellung des Jugendlichen zu seinem Beruf* stützt sich auf 1200 Aufsätze von Schülern und Schülerinnen der Berliner Fortbildungsschulen (14 Klassen gelernter und ungelernter Arbeiter verschiedener Berufe). Über das durch die Worte: Arbeit – Freude – Arbeitslosigkeit angedeutete Thema sollten sich die Schüler möglichst ungezwungen äußern. Zur Ergänzung dienten persönliche Besprechungen in einer Anzahl von Klassen.

Als allgemeines Hauptergebnis tritt die überragende Bedeutung der zentralen Willensziele für alle mit der Arbeit zusammenhängenden seelischen Prozesse hervor. „Nicht aus der einzelnen Arbeitsverrichtung erwächst dem Menschen die Arbeitsfreude, sondern daraus, ob das, was er bewußt oder unbewußt dabei will, befriedigt wird oder nicht.“ Das Briefablegen im Kontor z. B. ist für den ungelernten Arbeiter eine interessante und gern ausgeführte Arbeit, von der jungen Kontoristin wird sie als unleidlich langweilige Tätigkeit empfunden, und zwar deshalb, weil sie für sie eine untergeordnete Tätigkeit bedeutet.

*Lau* umreißt die Willensziele des ungelernten Arbeiters, des Lehrlings, der Verkäuferin, des jungen Kaufmanns. Grundlegend für die Einstellung des Ungelernten ist die Tatsache, daß er nicht die Möglichkeit der Berufswahl gehabt hat. Wer keine Lehrstelle findet, sondern nur Laufjunge werden muß, hat keinen „Beruf“, sondern nur „Arbeit“. Dem ungelernten Arbeiter fehlt daher die individuelle Beziehung zu der besonderen Art seiner Arbeit, die für den gelernten Arbeiter kennzeichnend ist: „eine Arbeitsstätte ist eine Unterkunft, wo wir unsere Arbeit alltäglich haben.“ Der Ungelernte leistet alle Arten von Arbeit ohne besondere Ablehnung, [375] es handele sich denn um besonders schmutzige oder körperlich schwere Arbeit, aber auch ohne besondere Arbeitsfreude. Sein Arbeitsziel ist Erwerb von Unterhaltungsmitteln für sich und die Familie – letzteres spielt auch beim jugendlichen Arbeiter eine wesentliche Rolle –, Geschütztsein vor Arbeitslosigkeit. Auch die Beziehung zum Vorgesetzten, gute oder schlechte Behandlung spielen demgemäß, von Extremfällen abgesehen, eine untergeordnete Rolle. Wo Gruppenarbeit vorliegt, ist das Zusammensein mit den Arbeitskameraden von Bedeutung, besonders für die Mädchen.

Der Berufswille des *Lehrlings* geht demgegenüber auf „Lernenwollen“. Von dort her bekommen alle Arbeiten ihre positive oder negative Wertigkeit, eine an die besondere Art der Arbeit geknüpfte Arbeitsfreude wird möglich. Der Berufswunsch kann sehr hartnäckig sein. Das stimmt mit den

Erfahrungen der Eignungsprüfungen zusammen, daß trotz hinreichender Eignung die Leistung nicht selten dauernd schlecht bleibt, wenn ein andersgerichteter Berufswunsch vorliegt.

Der Entwicklung der Willensziele des Lehrlings im Laufe der Lehrzeit wird vergleichend die der *Verkäuferin* gegenübergestellt. Die einzige Periode, in der das Willensziel der Verkäuferin wirklich das Verkaufen selbst ist, ist jene Zeit, wo zum ersten Male dem zunächst mit untergeordneten Dingen beschäftigten Mädchen das herbeigesehnte selbständige Verkaufen gestattet wird. Später will man „viel Kasse haben“ o. ä. Die gleiche Abkehr von dem in der Arbeit selbst liegenden Ziel macht sich allgemein in den Willenszielen des älteren gelernten Arbeiters bemerkbar und gleicht sie dem Typus des Ungelernten an, wenschon wesentliche Unterschiede bestehen bleiben.

Ist die Anpassung der Willensziele an den Beruf einmal erfolgt, so können sie eine außerordentliche Festigkeit zeigen. Auch wenn der Ungelernte später einmal in Verhältnisse kommt, die ein Lernen ermöglichen, scheint eine Angleichung an den Typus des Gelernten nur in Ausnahmefällen stattzufinden.

Besonders wertvoll an der lebendig geschriebenen Arbeit, die auch auf die Übereinstimmung mit den Ergebnissen der experimentellen Forschung hinweist, erscheint mir neben den Ausführungen, die das Eingebettetsein der einzelnen Handlung in umfassendere Willenseinheiten betreffen, das Eingehen auf das grundlegende Problem der *Ontogenese der Willensziele*. Dabei wird man sich gleichermaßen vor einer Zerfällung der Handlungen und Willensziele in ein bloßes Konglomerat wie vor der Idee der Seele als einer spezielle Sonderungen überhaupt nicht zulassenden Einheit zu hüten haben. Besonders fruchtbar dürfte eine über die nur statistische Behandlung hinausgehende Erforschung der Geschichte der Willensziele bei einzelnen Individuen sein.

Der vorangehende Aufsatz über die *Entwicklung des sittlichen Empfindens* stellt Mädchen und Knaben in ihrem verschiedenen Entwicklungstempo vergleichend gegenüber.

**Quelle:** Lewin, K. (1924): [Rezension] Ernst Lau: Beiträge zur Psychologie der Jugend in der Pubertätszeit. I. Die Berliner Jugend und die Entwicklung ihres sittlichen Empfindens. II. Die Berliner Jugend und ihr Beruf. *Psychologische Forschung*, 5, 374-375.

**Kurt Lewin (1926)**

Rezension zu

**Anna Berliner (1925): Japanische Reklame in der Tageszeitung. Stuttgart: Pöschel. 108 Seiten, 65 Abbildungen.**

Die wesentlich psychologisch eingestellte Arbeit ist aus einer sehr genauen und lebendigen Kenntnis des japanischen Lebens erwachsen. Es ist völkerpsychologisch wichtig, wie die allgemeine Haltung der japanischen Kultur, insbesondere das Gewicht des *Ästhetischen* und des *Traditionellen*, sich in der modernen Reklame auswirkt. Auch die einfache Anzeige in der Tageszeitung besitzt eine für europäische und amerikanische Verhältnisse ungewöhnliche Geschlossenheit des Aufbaus und eine Sorgfalt in der ästhetischen Durcharbeitung, der allerdings die enge Beziehung zwischen Schrift und Malerei im Japanischen zugute kommt. Das rein Gedankliche tritt relativ zurück gegenüber dem Stimmungsmäßigen. Die japanische Anzeige steht unter der *Gesamtstimmung* der Jahreszeit, des Festes, ohne daß die Verknüpfung zu etwas so Äußerlichem wird, wie bei der Mehrzahl etwa unserer Neujahrsanzeigen.

Die reklametechnischen Hilfsmittel und Tendenzen, die in Japan die gleichen wie überall sind, werden psychologisch-kritisch besprochen. Theoretisch wichtig und von stark aktueller Bedeutung sind die Ausführungen über das, was die Verf. „*Atmosphäre*“ nennt. Sie versteht darunter jenen [290] spezifischen Charakter eines Gebildes, der bei einer schweren Werkzeugmaschine typisch anders ist als bei einer Damenuhr, bei Fischmajonnaise anders als bei Milch, bei einer Tageszeitung anders als bei einer Zeitschrift. Der Ausdruck dieses Charakters ist nicht gebunden an ein bestimmtes Material oder ein Sinnesgebiet. In der Anordnung und der Art der Schrift einer Anzeige z. B. soll die ganze Atmosphäre des betreffenden Gegenstandes auf den ersten Blick sichtbar werden. Mit Recht wird betont, daß, wenn auch die Tradition eine gewisse Rolle spielt, die Identität der Atmosphäre zwischen Darstellung und Dargestelltem im wesentlichen nicht auf Erfahrung zurückgeführt werden kann, sondern ein psychologisch fundamentales Faktum ist. Das von der Verf. auch an anderer Stelle bearbeitete Problem der Atmosphäre steht in engem Zusammenhang mit Grundproblemen des Ausdrucks und der Wahrnehmung.

**Quelle:** Lewin, K. (1926): [Rezension] Anna Berliner (Tokio): Japanische Reklame in der Tageszeitung. *Psychologische Forschung* 7, 289-290.

